

Die Kommunisten machten den politischen Pater sofort zum Leiter der katholischen kulturellen Angelegenheiten für die slowakischen Staatsschulen. Ihm unterstehen alle Religionslehrer. Er gab eine reiche Gemeinde mit einem guten Einkommen auf. Sein jetziges Regierungsamt wird mit einem erheblich geringeren Gehalt abgefunden.

Dem AP-Korrespondenten Daniel de Luce erklärte Pater Straka, kein römisch-katholischer Priester könne eigentlich der Ideologie der Kommunistischen Partei zustimmen. Auch er lehne sie ab. „Aber ihr politisches Programm ist annehmbar, und darum unterstütze ich es.“ Als slowakischer Priester begrüße er außerdem die slowakischen Tendenzen der Kommunistenpartei.

Pater Straka ist ein alter Kämpfer. Schon 1941 schloß er sich der illegalen Untergrundbewegung an, die sich gegen die Regierung eines andern slowakischen Priesters, des Paters Josef Tiso, richtete. 1944 kämpfte seine ganze Familie gegen die Deutschen. Ein Bruder, der Armeeoffizier war, wurde gehängt. Der Vater wurde erschossen, das Haus eines andern Bruders in Brand gesteckt. Ein Jahr später erhielt Pater Straka formell die Mitgliedskarte 93 294 der slowakischen Kommunistischen Partei.

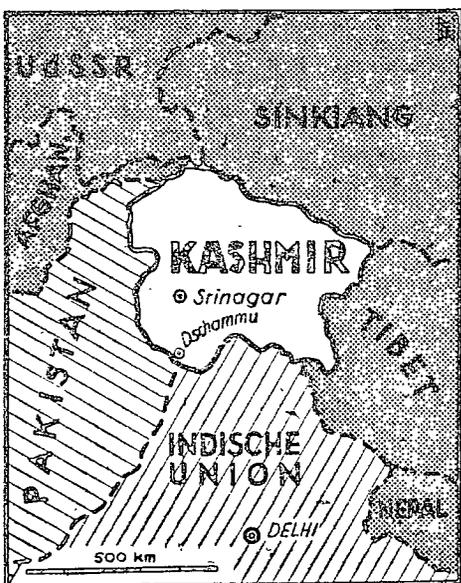
## Juwelen am Himalaja

Ein Maharadscha hat ausgeträumt

Asiens Landkarten-Barometer steht immer noch auf veränderlich. Jetzt hat sein Zeiger nach dem nordindischen Grenzgebiet ausgeschlagen. Kaschmir ist Republik geworden. Eine mohammedanische Revolution hat den hinduistischen Maharadscha gestürzt.

Mittelalterliche Despotie und orientalische Pracht beherrschten bisher das von malerischer Naturromantik verzauberte Reich Hari Singhs, des Maharadschas von Kaschmir. Für 750 000 Pfund hatten seine Vorfahren vor hundert Jahren das Land den Engländern abgekauft. Es war eine lächerliche Summe für die Fürsten, in deren Palästen märchenhafte Schätze gestapelt waren.

21 Salutschüsse empfingen vor 22 Jahren Hari Singh bei seiner Krönung in Dschammu, der Residenzhauptstadt. „Er hat 21 Schuß“ ist das Höchste, was von einem indischen Maharadscha gesagt werden kann. Die Würde eines Hauses wird durch die Anzahl der ihm zustehenden Salutschüsse gekennzeichnet.



Hari Singhs Turban flimmerte von kostbaren Juwelen. Die Sterne auf den Generalsepauletten seiner Khakiuniform waren aus purem Gold. Selbst sein Pferd behängte er mit Diamanten. Bei seiner Krönung trug sein Lieblingspony neben einer reich mit Juwelen bestickten Decke von Goldbrokat auf dem Kopf einen Diamanten im Wert von 1¼ Millionen Mark.

1936 wurde dem geläufig Englisch sprechenden einstigen Zögling des Mayo-College der Titel eines Ehrenadjutanten des Königs von England verliehen. Acht Jahre später vertrat er mit andern Fürsten das tropische Kaiserreich im Kriegskabinett.

Nur durch die souveränen Grundrechte Großbritanniens und die Funktion eines Staatsrats, dem bei wichtigen Anlässen die Tür zum britischen Residenten offenstand, war die selbstherrliche Macht des Maharadschas beschränkt. Bis die Teilung Indiens und die neugewonnene Unabhängigkeit ihrer indischen Brüder auch die In der Kaschmirs rebellisch machte. „Pakistan oder Indische Union“ war die Alternative. Der 52jährige Hari Singh, selbst ein Hindu, wollte über die Köpfe seiner vier Millionen mohammedanischen Untertanen hinweg Anschluß an die Union suchen.

Aber Mohammed Anwar, ein führender Moslem in Kaschmir, entfachte die seit langem schwelende Unruhe zur offenen Rebellion. Er errichtete eine provisorische Regierung und proklamierte die Republik. Die bisher herrschende Familie habe „alle angemessenen Rechte“ verloren, sagte er in seiner ersten Regierungserklärung.

Im benachbarten Pakistan reibt man sich schon erfreut die Hände. Man hofft, daß es nun nicht mehr lange bis zum Anschluß der neuen Republik an Pakistan dauern wird. Das am Fuße der schneebedeckten Himalaja-Gipfel liegende Land hat nicht nur die Juwelen Hari Singhs zu offerieren. Es ist mit seinen unübersehbaren Wäldern und seinen noch ungehobenen Bodenschätzen selbst ein begehrenswertes Juwel.

Aber auch aus dem Norden werden begehrliebe Blicke nach Kaschmir geworfen. Indische Truppen haben die Grenze gegen die Sowjetunion absichern müssen, wissen englische Zeitungskorrespondenten zu berichten. Trotzdem wird die Grenze nach ihren Meldungen ständig durch russische Truppen verletzt.

## Glückliches UNO-Volk

Zulagen und Alterspensionen

Trygve Lie soll sparen. Der Haushaltsausschuß der UNO setzt dem Generalsekretär zu. Die Höhe der Gehälter der 3379 Beamten wird beanstandet, ihre Zahl nicht minder. Schon spricht man von einem Abbau. Als erste werden die teuren Stenographen an der Reihe sein. Hinfort sollen die Reden der Delegierten auf Wachsplatten aufgenommen werden. Eine Million Dollar hofft man auf diese Weise einsparen zu können.

Der gewichtige Außenminister der norwegischen Exilregierung während des Krieges, den die Vereinten Nationen am 29. Januar 1946 einstimmig zu ihrem ersten Generalsekretär erwählten, wird ausgesprochen schwerhörig, wenn von Einsparungen die Rede ist. Er liebt es, sein „glückliches Volk“, wie einmal ein englischer Reporter die UNO-Gefolgsleute nannte, reichlich zu besolden. Sein eigenes Jahresgehalt beträgt 10 000 Pfund Sterling, 5000 Pfund Grundgehalt und 5000 Pfund Aufwandsentschädigung. Dabei steuerfrei, wie alle UNO-Gehälter. Englands Außenminister Bevin zum Vergleich muß sich mit insgesamt 5000 Pfund begnügen, von



Genügend Freizeit  
Tennisspieler Trygve Lie

denen überdies die Einkommensteuer ihr gutes Teil schluckt.

Acht Unter-Generalsekretäre stehen Trygve Lie zur Seite. Sie verdienen immerhin steuerfreie 3350 Pfund, zuzüglich 2125 Pfund Aufwandsentschädigung. Viel beneidet werden die Dolmetscher der UNO, die bis zu 2425 Pfund einstreichen können. Und selbst der Liftboy in Lake Success macht noch 480 Pfund im Jahr.

Trygve Lie konnte seine Organisation auf großem Fuß beginnen. 1 880 000 Pfund hatte das letzte offizielle Völkerbundsbudget 1938 betragen. Die UNO startete gleich mit 5 Millionen Pfund. 1947 waren es bereits 8 Millionen. Aber selbst damit kommt man in Lake Success nicht aus. Eine Million wurde bereits hinzugepumpt. Für 1948 wollte Lie 10 Millionen haben. Er bekommt sie nicht.

Schon die erste Generalversammlung war sich einig, dem Gastlande der Organisation auch den größten Anteil an den Unkosten zu überlassen. Seitdem bezahlen die Vereinigten Staaten 39,89 Prozent. Im gezielten Abstand folgen England mit 11,48, Rußland mit 6,34 und Frankreich mit 6 Prozent. Von den kleinsten Mitgliedsstaaten, wie Honduras, Liberia, Costarica, Island, werden sogar nur 0,04 Prozent der Gesamtkosten einkassiert.

Auf der Ausgabenseite stehen die Ausschüsse und Sonderorganisationen mit 2 250 000 Pfund und die Stabsgehälter mit 1 500 000 Pfund an erster Stelle. Die geschätzten Aufwendungen für die Neubauten an der New Yorker East-River-Side erscheinen noch gar nicht in den Hauptbüchern der UNO.

Als die Summe von 21 Millionen Pfund genannt wurde, erschrakten alle Beteiligten doch etwas. Trygve Lie griff schleunigst ein und strich 5 von den geplanten 45 Stockwerken des Generalsekretariats-Wolkenkratzers. Womit die Baukosten um 5 Millionen Pfund sinken sollen. Im Vergleich damit machte die Bausumme für den Völkerbundspalast in Genf mit 2 Millionen Pfund nur die Kosten für ein Behelfsheim aus.

Noch liegen die Büros der UNO-Organisation in und um New York verstreut. Auch die Beamten müssen sehen, wie sie unterkommen. Aber Trygve Lie hilft ihnen. Der 51jährige Zimmermannssohn



Kalorien für die UNO  
Ihre Kantinen sind die billigsten Restaurants

und Gewerkschaftler, der jahrelang seinen norwegischen Arbeiterorganisationen als Rechtsberater diente, hat ein Herz für seine Leute. Wer sich in New York neu einrichten muß, bekommt für die ersten Monate ein erhöhtes Gehalt. Sowohl die Beamten am Hauptsitz wie an den Außenstellen in Genf, London, Paris, Schanghai und Rio de Janeiro können alle zwei Jahre auf Kosten der UNO zu einem längeren Urlaub in die Heimat fahren.

Trygve Lie läßt seinen Leuten auch genügend Freizeit. Nicht umsonst ist er selbst ein begeisterter Sportsmann, ein ausgezeichnete Tennisspieler und ein guter Turner. Wenn nicht gerade Kommissionen und Kongresse tagen, wird in seinen Büros nicht mehr als 40 Stunden in der Woche gearbeitet.

Der Generalsekretär, selbst Vater von drei Töchtern, hat für die Kinder seiner Mitarbeiter besondere Schulen eingerichtet. In den UNO-Kantinen können die Angestellten ein gutes Essen billiger als in jeder New Yorker Gaststätte beziehen. Selbst Zulagekarten für die 44 Angestellten der Außenstelle Paris setzte das Generalsekretariat durch.

Bis jetzt hat der „Welt-Staatsmann“<sup>(\*)</sup> allen Ansinnen widerstanden, die Aufwendungen für seine 2815 New Yorker und 564 Beamten in aller Welt zu beschränken. Sie werden sogar, wenn die UNO lange genug besteht, Alterspensionen beziehen.

## Stern-Schnüffler

### Touristen-Jahrgang, 1947

Paris ist zwei Jahre nach dem Krieg wieder wie einst die „Ville Lumière“, die Stadt des Lichts, geworden. Die Metropole an der Seine ist wie ehemals ein Magnet für die Touristen aus aller Herren Länder. Sie kommen nicht mehr in unübersehbaren Scharen. Aber es sind noch genug, um die neugierigen Pariser zur Kritik an den

<sup>(\*)</sup> So nannte ihn „New York Times“, weil der Generalsekretär der UNO das Recht hat, jeden Gegenstand zur Kenntnis des Weltfriedensrates zu bringen, der seiner Meinung nach die Aufrechterhaltung des internationalen Friedens gefährden könnte.

reizen. Die Pariser Zeitung „L'Ordre“ hat eine Analyse der Touristen veröffentlicht. Sie typisiert die ausländischen Besucher.

Der Nordamerikaner: Ihn interessieren nur der Eiffelturm und der Arc de Triomphe. Sie sind das einzige, was ihm im Vergleich mit den Größenverhältnissen von drüben imponiert. Er findet sie „kolossal“. Er stellt komische Fragen: „Wieviel Steine wurden gebraucht, um die große Oper zu bauen?“ Er zieht die Schönheiten in den Music Halls den Schönheiten im Louvre-Museum vor. Trotzdem will er alles sehen. Und schnell. Er vergißt leicht, ein Trinkgeld zu geben. Aber er kauft viel und wahllos in Antiquitätengeschäften und ist so schnell begeistert wie ein Kind.

Der Ägypter: Großzügig. Der kultivierteste aller Touristen. Man trifft ihn überall. Er besucht mit gleicher Begeisterung Museen, Kinos, Theater, Denkmäler, das Quartier Latin, die berühmten Markthallen, die Apachen-Bälle in der Rue de Lappe, die vornehmen Tanzlokale auf den Champs Elysées, die berühmten Friedhöfe und die ebenso berühmten Nachtclubs. Seine Widerstandskraft gegen Ermüdung ist beträchtlich.

Der Engländer: Er kommt nur noch geschäftlich. Er ist so unauffällig, daß man ihn kaum bemerkt. Er ist immer bereit, das Pariser Leben zu photographieren. Oft bleibt er minutenlang stehen, um den Sonnenuntergang über der Seine zu beobachten. Unglücklicherweise haben ihn die kürzlich in London verkündeten Finanzmaßnahmen zum armen Mann gemacht. Der Bedauernswerte muß in Dritter-Klasse-Hotels absteigen.

Der Südamerikaner: Wie sein nördlicher Nachbar ist er voller Geräusche, guter Laune und Devisen. Die Südamerikanerin ist schön, elegant und entwickelt Geschmack vor historischen Denkmälern. Sie ist Stammgast bei den großen Couturiers der Rue de la Paix oder in dem mit Geschäften überladenen Faubourg Saint Honoré. Ihr Gatte liebt alles. Er kauft en masse ein und zahlt mit königlicher Geste. Er bewohnt eine ganze Zimmerflucht in

einem auserlesenen Hotel. Seine Ueberheblichkeit kontrastiert ein wenig mit der diskreten Eleganz seiner Frau.

Der Skandinavier: Er fühlt sich wie zu Hause. Unter den Ausländern ist er der einzige, der ein korrektes Französisch spricht. Er liebt das Theater und bevorzugt entweder die Klassiker im Richelieu oder die Avantgardisten Sartre, Anouilh und Cocteau. Man sieht ihn im Louvre ebenso wie im Invalidendom oder auf dem Friedhof Père Lachaise. Er ist ein besonderer Freund des Champagners. Dennoch ist seine korrekte Haltung beispielhaft. Als Mann von Disziplin beugt er sich respektvoll vor den Sternen seines Bades.

## Ohne Schleier

### Munira Karahasnowitsch lächelt

Die kleine dunkelhaarige Frau, die heute im Presseamt in Belgrad am Schreibtisch sitzt, hat noch vor vier Jahren das Gewehr über der Schulter getragen und an den Kämpfen in den Wäldern des Balkans teilgenommen.

Sie trägt keine ihrer Tapferkeitsmedaillen. Aber an ihrem Handgelenk glitzert eine amerikanische Armbanduhr. Früher gehörte sie einem amerikanischen Flieger, dem sie bei der Rettung behilflich war, als er in den Bergen hinter den deutschen Linien aus einem Bombenflugzeug abgesprungen war.

Sie läßt durchblicken, daß die Idee der sozialpolitischen Revolution sie ganz und gar gefangen hält. Trotz der streng religiösen Familienüberlieferung erklärte sie ihren moslemischen Eltern eines Tages, sie werde nie im Leben einen schwarzen Schleier tragen.

Kurz vor dem Krieg kam sie zum Studium nach Belgrad. Sie schloß sich sofort den radikalen Studenten an und demonstrierte für die Gewerkschaften und für Frauenrechte.

Sie verheiratete sich mit einem jungen Mohammedaner, der gerade so dachte wie sie. 1942 zogen beide in die Wälder, um an den Kämpfen gegen die Achsenmächte teilzunehmen. Während des Krieges bekamen sie einander nur selten zu Gesicht, da sie nach altem Partisanenbrauch verschiedenen Kommandos zugeteilt wurden. Heute arbeitet „er“ im jugoslawischen Außenministerium.

1943 mußte Munira fliehen. Die Deutschen vertrieben ihre Brigade von 300 Mann, von denen zehn Prozent dem weiblichen Geschlecht angehörten, aus der Herzegowina. Danach war Munira nur noch Haut und Knochen; von ihren 100 Pfund hatte sie 30 verloren.

Durch diese Erlebnisse war sie für den Kampfeinsatz untauglich geworden. Ihr Temperament ließ sie indessen nicht ruhen. Sie wurde Werbeoffizier in den moslemischen Dörfern Bosniens. Sie führte Tito eine ganze Division zu.

Im folgenden Jahr traf Munira den amerikanischen Flieger. Er nannte sich Peterson. Sein Begleiter war ein Engländer namens McDonald. Die Flieger blieben einen Monat bei den jugoslawischen Partisanen. Frau Karahasnowitsch, die nur selten lächelt und, wenn sie von Tito spricht, geradezu mit religiösem Ernst redet, wurde vergnügt und heiter, als sie von „Mac“ und „Pet“ erzählte.

1946 war Munira in London. Sie erkundigte sich nach ihrem Freund Mac. Sie fragte überall, wo sie einen Engländer namens McDonald finden könne, der im Kriege Flieger war. „Aber alle, die ich fragte“, so erzählt sie, „lächelten nur und meinten: „Du lieber Himmel, McDonalds gibt es Tausende und aber Tausende.“